

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

136 (16.6.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Bei deutschen Erfindern

Photographierte Lungenorgane. — Das Fernsehen kommt.
Ein Interview mit Manfred v. Ardenne.

Von außen sieht man dem Hause in Lichterfelde nichts Besonderes an — eine Villa wie alle hier in dieser Straße, ein Park, zwei Morgen groß, in dem es duftet und knollet und wäscht, so daß man nicht glauben mag, daß in derselben Stadt Menschen vom Frühling nur den Blumentopf im Kellerfenster haben. Der Sekretär öffnet, und im Augenblick ist das „Hochherrliche“ des Erfinders verschwunden. Man hört hämmern und Geräusche von Maschinen, Leute in weisem Kittel laufen geschäftig umher, durch eine Tür sieht man eine Kammer voller Radiolautsprecher — „Versuchslaboratorium“ nennt sich das Ganze. Wollen Sie sich nicht erst die Räume ansehen? Aber da kommt schon Herr v. Ardenne, ein junger Mann, Mitte der Zwanziger. Ja, hier in der Werkstatt und im Laboratorium wären achtzehn Leute beschäftigt. Er läßt nach einem eigenen Verfahren Kathodenstrahlröhren herstellen, die in der ganzen Welt benutzt werden, und einen Apparat, der alle nur möglichen Geräusche erzeugt, um die Qualität eines Lautsprechers zu messen.

„Sie arbeiten also auch an der Verbesserung der Funkempfangs-Geräte?“
„Ja, auch das. Es gibt Unterschiede in der Wiedergabe, die nicht mehr hörbar, sondern nur noch meßbar sind. Aus den vielen kleinen, nur durch Messungen erfassbaren Fortschritten setzt sich die große Fortschritt zusammen. Sehen Sie, das ist die Aufzeichnung einer Lautsprecherprüfung. Wie laut und wie weit man hört, zeigt genau die Kurve. Je tiefer der Ton kommt, desto tiefer ist die Kurve.“

„Dandelt es sich hier um dasselbe Prinzip wie bei der vielbesprochenen Photographie der Lungenorgane?“
„Ans recht, allen meinen Arbeiten übergeordnet ist die elektrische Messtechnik, die es mir ermöglicht, mit den verschiedensten Gebieten in Verbindung zu kommen. Die Messtechnik ist die quantitative Verwendung von z. B. Verstärkungsmitteln. Wir stellen damit nicht nur Lautsprecheruntersuchungen an, sondern prüfen auch die Stärke von Rundfunksendern, oder bei Kraftfahrzeugen den Druck in den Zylindern. Bei Aufzeichnung der Lungenorgane spielt sich der Vorgang so ab, daß ein Mikrophon, das über der Lunge aufgesetzt wird, schwache Spannungen liefert und die betriebenen nach genügender Verstärkung eine Kathodenstrahlröhre. Diese Röhre zeichnet die Kurven auf.“

„Bedeutet das Verfahren nicht einen großen Fortschritt für die Lungenkranke?“
„Ich kann nur den Impuls geben — was mit ihm geschieht, ist Sache der Ärzte. Aber nach dem großen Echo, den mein Vortrag in der „Medizinischen Gesellschaft“ gefunden hat, ist anzunehmen, daß er sich bald in der Praxis durchsetzen wird. Man wird nicht nur laute hörbare Geräusche registrieren können, sondern auch dadurch, daß ein Arzt dem anderen die Kurve einschicken kann, die Entwicklung eines Lungenprozesses Jahre hindurch genauestens verfolgen können.“

„Verstehen Ihre Fernsichtungsgeräte auch auf dem Gebiet der elektrischen Messtechnik?“
„Ja, und sie nehmen 95 Prozent aller Arbeit ein. Dies Kathodenstrahlröhrensystem ist revolutionierend auf dem Gebiet der Fernsichtungsgeräte, es wird mit einem Schlage alle theoretischen Vorarbeiten in die Nähe der Wirklichkeit rücken. Aber ich möchte darüber noch nicht sprechen, erst in ein bis zwei Monaten gedente ich das Ergebnis meiner Arbeiten zu veröffentlichen. „Er zeigt mir die Photographie eines Kindes, die er mit seinem System fernempfangen hat. Sie steht an Deutlichkeit nicht viel einem gewöhnlichen Photo nach.“

„Wann, glauben Sie, wird an eine praktische Einführungsmaßnahme zu denken sein?“
„Heute noch auf keinen Fall. Aber in drei Jahren wird das Radio, und nicht nur das Funkwesen wird damit aufgestärkt, sondern auch der Film. Die Kinos haben dann ausgereizelt, wir werden uns zu Hause Filme übertragen lassen.“

„Und wie sind Sie auf Ihre Fernsichtungsgeräte gekommen?“
„In erster Linie natürlich in Analogie meiner anderen Arbeiten mit Kathodenstrahlröhren. Aber anfangs hat die Reichspost dieses Gebiet sehr gefördert. Ihre Fernsichtungsgeräte — allerdings mit einem unbrauchbaren System — die dann aufgegeben wurden, weiß das Publikum sich über das Quietischen beschwerte, haben mich doch mit auf den richtigen Weg geführt.“

„Wozu ich gebe, zeigt er mir noch keine Sternwarte, eine Liebhaberei von ihm. In einer drehbaren Kuppel auf dem Dach steht ein großes Teleskop, das zugleich photographieren kann.“

„Dann haben Sie eigentlich hier oben Ihre ersten „Fernsichtungsversuche gemacht“, ja, ich. Aber das ist ein schlechter Witz.“

D. E.

Zwischen gestern und morgen

Besuch in Wien und Oesterreich

Es ist richtig; die Landsleute von der Donau haben in letzter Zeit sehr häufig von sich reden lassen. Wenn z. B. die Steirer-Männer mit dem Starbemberg und dem Bahnenchwanz rumorten, klang es ganz unwienerisch und fast baunärrisch groß. Dann gab es eine seitlang eine Marzinsbeke, fast im Stille eines Eugenbergs und seiner Trabanten. Neuerdings steht die Diskussion zur Debatte. Aber davon reden wir heute lieber nicht. Es wird ohnehin mehr davon gesprochen, als der sich auten Idee rüchlich ist. Denken wir lieber an das Wien und das Oesterreich, wie es sich dem Zuge der ersten von Norden zeigt, wenn es seine Stammesverbundenheit mit den Deutschen im Reiche betont, ohne jedoch gleich in die hohe Politik zu steigen.

In diesem Oesterreich, das die Weisheit der Sener im Weltkriege aus dem national zerklüfteten Reiche Habsburg übrig ließ, bildet die Zweimillionenstadt Wien einen festen Punkt, um den sich die übrigen „Bundesländer“ mit wenig mehr als vier Millionen Einwohnern gruppieren. Alte und neue Kultur stehen hier aufeinander. Man fühlt sich zwischen zwei Zeitaltern, zwischen dem Gekern und dem Morgen! Man blickt mit Bewunderung auf die Denkmäler künstlerischen Schaffens, die aus vergangenen Jahrhunderten übernommen sind und treu geblieben sind, man steht daneben ein Neues werden, Denkmäler der Gegenwart, die in die Zukunft weisen.

Einfluß, Macht, Reichtum — das war in früherer Zeit vereinigt bei den Trägern der weltlichen und der kirchlichen Gewalt. Um sie sammelte sich alles, was geistig und künstlerisch der Welt etwas zu geben hatte. Monarchen und Kirchen waren die Auftraggeber, in deren Dienst Kunst und Wissenschaft arbeiteten. Bei ihnen konzentrierte sich der gesellschaftliche Wohlstand, der aus dem Fleiß der arbeitenden Bauern und Städter entströmte. Das Schicksal der Völker verhieng unter dem Glanz des Hofes und der hohen Geisteswelt. Dabei noch einschaltet sei, daß gerade in Oesterreich sehr altersher der Hof und die Kirche stets so eng miteinander verbunden waren, wie kaum in einem anderen Lande Europas. Schloßer und Klöster — wunderbar gelegen in malerischer Umgebung, ausgestattet mit Schätzen der Architektur, der Bildhauerkunst und der Malerei — spiegeln in ihrer Mannigfaltigkeit auch heute noch die große staatliche und gesellschaftliche Macht wider, die ihre Völker in früheren Jahrhunderten und Jahrzehnten ausübten. Allein die Bundeshauptstadt Wien birgt an Schloßern und kirchlichen Palästen eine große Zahl, von der Hofburg und Schönbrunn und Belvedere über die kleineren kirchlichen Gebäude bis zu jenen Prunkbauten, die privater Reichtum neben dem fürstlichen errichten durfte.

Heute sind die Schloßer fast sämtlich Museumszwecke dienlich gemacht. Und wenn in der „Burg“ noch die „Schack-Kammer“ residiert mit den Kronen der Habsburger, mit den kostbaren Krönungsmanteln und Gezier und Reichschmuck, mit Wunderwerken der Goldschmiedekunst, die die Sage bis auf Könige des Mittelalters zurückgehen läßt, so mag man daran die ewig wirkende Kraft der Arbeit spüren, die wie in den Monumentalbauten so in der Feinleistung des Goldschmieds die Kultur vergangener Epochen gestaltet.

Verwagener Epochen! Die Monarchie ist auch in Oesterreich begeben. Zwar die Schloßer stehen noch, die sie einst erbauen ließ, aber ihre Macht ist verschwunden. Nicht verschwunden aber ist die Macht und der Einfluß der Kirche, deren Stifte und Klöster und Dombauten mit der Macht und Einfluß und Glanz der Monarchie einst weiterlebten.

Blickt man durch die reizvolle Landschaft von Wien nach Norden oder Süden, nach Osten oder Westen, überall tauchen auf Hügelgruppen oder Täler die charakteristischen Stiften auf, die noch heute ihrem alten Zweck dienen. Zisterzienser oder Augustiner, Mönche der verschiedensten Orden haben sie vor Zeiten errichten lassen. Ihre Ordensbrüder von heute leben noch in gleicher Umgebung, geben noch in gleicher Gebundenheit ihren Lebensweg und behüten daneben die Schätze kirchlicher Kunst, die ihnen anvertraut sind. In Klostern wie in Burg zum Beispiel, einem niederrheinischen Kloster Wiens, steht auf überragender Bergkuppe ein Augustinerkloster, das auf die Rabenberger zurückgeht, die vor den Habsburgern in der Dalmat herrschten. Hier ist eine ganze Geschichte der kirchlichen Kunst niedergelegt an Bauten, an Gemälden, an Plastik. Ein Schmuckstück — auch im profanen Auge des Weltkundigen — ist der „Benedictus Altar“, ein heroisches Werk mittelalterlicher Goldschmiedekunst, das ursprünglich aus

Kanzelbekleidung gedacht war, schließlich aber an anderem, aber bevorzugtem Orte kirchliche Verwendung fand. Hier ist die ganze biblische Sagenwelt in feinsten Emaillearbeiten an den Flächen der goldenen Altarwand dargestellt, eine „biblia pauperum“, die Bibel der Armen, die nicht lesen, aber die bildhaften Darstellungen wohl in sich aufnehmen konnten.

Von der höfisch-kirchlichen Kultur des Mittelalters führt der Weg zur Kunst über die Entwicklung des Bürgertums und seine besondere Kulturwelt. Diese ist vor allem gekennzeichnet durch Meister der Töne und ihre Werke. In Wien hieß Namen wie Schubert, Beethoven, Mozart, Bruckner, Strauß noch heute so lebendig wie je zuvor. Von ihnen zeugen nicht nur Denkmäler in Erz und Stein oder Erinnerungsbücher, auch ihre Werke werden immer wieder aufgeführt und damit ihr Gedächtnis über die Höhe der Gegenwart hinweg treu bewahrt.

Zwischen aber hat das soziale Zeitalter seinen Einfluß gehalten, das nicht mehr dem einzelnen Repräsentanten auf dem Thron oder der geistigen Beschaulichkeit früher Kirchenräume dient, sondern dem lebenden und schaffenden Menschen. An die Stelle der höfischen und geistlichen Kultur trat der Wille, der Gesamtheit zu dienen und vor allem der großen Schicht der Arbeitenden, die den Unterbau der Gesellschaft darstellt. Dieser Wille zum sozialen Dienst an der Menschheit wird besonders in dem „Bundesrat“ und der Bundeshaupstadt Wien mit Eifer und Konsequenz gepflegt. Wien hat gegenüber reichsdeutschen Städten ähnliche Entwicklung den großen Voraus, daß es nicht Teil eines anderen „Landes“ ist — wie etwa Berlin ein Teil von Preußen —, sondern daß es im Rahmen der Bundesgesetzgebung über seine innere Gestaltung selbst beschließen kann. Dazu kommt, daß es eine große soziale soziale demokratische Mehrheit in seiner Gemeindevertretung hat und daher den sozialdemokratischen Willen zur Neuerung mit voller Freude an der geschichtlichen Verantwortung zur Geltung bringen kann.

Dieser sozialistische Wille baut nicht Schloßer und Klöster. Sein Ziel ist nicht hoher Prunk für Auserlesene und nicht männliche Abgeschlossenheit, vielmehr Luft, Licht und Freude für die Massen der Arbeit und deren Kinder. Was die Gemeinde Wien in den Nachkriegsjahren an Wohnhöfen errichtet hat, wird in der Zukunft Zeugnis ablegen von dem ernsten Kollektivwillen unserer Generation, wie Schloßer und Klöster von etwa beider Generationen Zeiten, in denen sie erbaut wurden. Der neueste und größte dieser Wohnhöfe — der Karl-Marx-Hof — mit seinen rund 4600 Bewohnern, seinen weiten Spielplätzen, den gemeinsamen Waschküchen und den Kindertagen unter fachlicher Leitung — spiegelt besonders klar Ideenwelt und Willen wider, die im heutigen Wien lebendig sind. Diese Wohnungslösung vertritt klare Einsicht in Notwendigkeit des Tages, denn die Wohnbauten der Wiener Arbeiter war vor dem Kriege außerordentlich bescheiden, um nicht ein hartes Wort zu gebrauchen. Diese Bürger haben heute einen ersten Blick in die Zukunft, die der arbeitenden Klasse gehören wird.

Über nicht nur im Wohnbau zeigt sich der neue soziale Wille im neuen Wien. Von ihm ist das ganze soziale Bistum erfüllt. Es beginnt mit der Fürsorge für verbende Mütter und setzt sich fort über die Neubekehrten bis zu den Stücken und Greisen, die der Hilfe durch die Gesamtheit bedürfen.

Bilder, Denkmäler, Schloß- und Dombauten zeugen von den gesellschaftlichen Formen des Gekerns, das verging und veracht. Die architektonisch-schönen Wohnbauten der Gemeinde Wien und ihrer sozialen Einrichtungen von heute aber stünden uns das Morgen, das dem Gemeinheitsideal dienen wird. Dieses Morgen gehört uns, gehört dem schaffenden und aufbauenden Sozialismus!

Witz und Humor

Im Examen. „Herr Kandidat, was würden Sie für schweizer treibende Mittel verwenden?“

Der Kandidat zögert eine lange Reihe von Medikamenten auf.

„Und wenn das alles nichts wirkt, was tun Sie dann?“

„Dann schide ich den Patienten zu Ihnen ins Examen. Dort Professor!“

(Aus der Nummer 21 der „Lustigen Mütter“ (Verlag Dr. Benz-Verlag, Berlin SW 68), die zum Preise von 50 Pfg. überall zu haben ist.)



ALLOIS NOLD DIE HOLLE VON CAYENNE

Tagebuchaufzeichnungen eines ehem. Fremdenlegionärs
Verlag: Verlagsdruckerei Volksfreund GmbH, Karlsruhe
Nachdruck verboten

Beim Rapport am Vortage sind schon alle Marschpläne zurechtgelegt. Dort wird jeweils bestimmt und festgelegt, welche Truppenteile die Avantgarde (Spitze), welche die Flankgarde (Seitendeckung), und welche die Arrièregarde (Nachhut) bilden. In der Mitte dieser Formationen marschiert das eigentliche Gros. Diese Marschordnung bezeichnet der Legionär als Todesmarsch.

Die Spitze marschiert stets frei weg, vielleicht auch noch ein kleiner Teil vom Gros. Alle übrigen Abteilungen stehen sich im Marsch auseinander, ähnlich wie eine Ziehharmonika. Bleibt während des Marsches die Spitze unentwegt weiter, ohne sich um die Verbindung zu kümmern. Die Nachhut bekommt aber nun eine schlimme Zeit, denn der Marschzeitabschnitt muß unbedingt nachgeholt werden. Im Laufschritt geht es schließlich mit vollem Gepäck vorwärts. Mancher Mann bricht erschöpft und ermattet zusammen. Niemand kümmert sich um ihn. Der Korporal nimmt ihm sämtliche Waffen und Munition ab, damit sie nicht in die Hände der Marokkaner fallen.

Der Legionär selbst bleibt seinem Schicksal überlassen. Meistens ist er dem Tode geweiht. Denn ein Legionär, der traflos, ohne Nahrungsmittel, auf der Strecke liegt, ist selten in der Lage, sich nochmals aufzuraffen und dem Tode zu entrinnen. Fällt er in Feindes Hand, so hat für ihn sein letztes Stündlein geschlagen. Die Marokkaner, — meistens deren Frauen und Kinder, — quälen einen solchen Unglücklichen zu Tode. Ohnmächtig, sich auch nur gegen ein Kind zu wehren, liegt der Legionär da. Er weiß, was ihm bevorsteht. Er weiß, daß er sterben muß, daß nun die Marokkaner mit ihm ein Schauspiel gräßlicher und schrecklicher Art treiben werden. Die Bestien in Menschengestalt erädhnen sich an den wehrlosen Menschen. Sie schmeiden ihm den Leib auf und

nehmen seine Eingeweide heraus. Der Vermeide, der bei vollem Bewußtsein ist, muß zusehen, wie seine Bauchhöhle mit Urat und Steinen gefüllt wird. Arme und Beine werden ihm zerfleischt und zuletzt wird dem Vermeide der abgetrennte Geschlechtsteil in den vor Schmerz schreienden Mund gesteckt. Hat er sein Leben ausgehaucht, wird sein Leichnam den Schakalen und Hunden überlassen. Wieder einmal hat der alte französische Satz seine Bestätigung gefunden, der jedem Legionär bekannt ist und der da lautet: „Legionäre, ihr seid Soldaten, um zu sterben, und ich schide euch dorthin, wo man stirbt.“

Bei dem Marsche gibt es kein Saft. Die Spitze, die etwa um drei Uhr nachmittags im Lager anlangt, baut sofort ihre Zelte auf. Dann wird die Schutz- oder Lagermauer errichtet, die die ganze Lagerfläche umgibt, und die aus Steinen, die die Legionäre zusammengetragen müssen und bis zur Brusthöhe reicht, hochgeführt wird. Inzwischen wird von der Vorhut abgetrennt. Bis die übrigen Truppen im Lager anlangen, kann es unter Umständen acht bis neun Uhr abends werden. Bis dahin ist die Vorhut mit ihrem ganzen Arbeitsdienst fertig und, mit Ausnahme der aufgestellten Wachen, zur Ruhe gegangen. Die nachkommenden Truppen müssen eben dann alle Arbeiten, die die Vorhut schon verrichtet hat, nachholen. Es kann Mitternacht werden, bis alles in Ordnung ist. Abtöten können die Nachkommenden nicht mehr, da auf Kolonne nach dem Eintritt der Dunkelheit kein Feuer mehr gemacht werden darf, um dem Feinde die Stellung nicht zu verraten. Abgeschunden und halbtot geschafft müssen dann die Nachzügler mit buntem Magen sich niederlegen. Zuvor findet noch der Offiziersrapport statt. Vom Colonel wird der Marsch- oder Dienstplan für den kommenden Tag den Offizieren bekanntgegeben, die dann ihrerseits bei ihren Formationen die notwendigen Einteilungen und Bestimmungen treffen. Endlich kann sich der Legionär, wenn er Glück hat und keine Wache bekommt, zur Ruhe legen. Diejenigen aber, die für die Nachtwache eingeteilt sind, müssen mit buntem Magen auf Posten stehen. Sie kommen kaum zum Schlafen. Decken oder Strohd für das Rubelager kennt der Legionär nicht. Die blanke Erde ist sein Bett.

Die Nacht ist ohne Zwischenfall verlaufen. Der Aufbruch wiederholt sich in gleicher Weise wie am Tage zuvor. Der ungewohnten Verhältnisse, das Klima, der ungewohnten Druß, der auf den Reuten lastet, erzeugen sehr oft den Legionärswohnsinn, eine Art Tronenfieber, den Colard. Er wirkt sehr anstößend und ergreift sehr oft ganze Kompanien. Meistens werden die Mann-

schaften plötzlich von einer Kolerei erfaßt; sie schlagen alles um und klein, geben mit den Messern aufeinander los und arbeiten selbst die Vorbelebten an. Diese Gelegenheiten nehmen die Vorgesetzten gerne wahr, um die von dem Colard Befallenen besonders hart zu bestrafen. Die Unkluglichen werden bei der geringsten Untertunungsverletzung auf „travaux publics“ oder bei schweren Vergehen auf „travaux forcés“ (Zwangsarbeit) geschickt.

Die dem Nachhain nach Legionäre werden auch des Öfteren von den Korporalen gehänselt und schikaniert. Gibt der Korporal nun einen Befehl, und der mißmutige Legionär gibt darauf nur eine kleine ungeschickte oder widerpenfente Antwort, so wird vom Korporal sofort Meldung wegen Befehlsverweigerung an den Feinde erstattet. Dem Mann werden Gemeinlich, Patrone und Patronen abgenommen; er wird nun, was ihm bevorsteht, Er hat sein Schicksal, das ohnehin schon schlimm genug ist, noch verschlimmert. Damit sich aber sein Gedächtnis nicht verriert, bekommt er für die abgenommenen Patronen Blei oder Eisen in seine Patronentaschen gesteckt. Er ist nun Untersuchungsgegenstand einer für das Kriegsgesetz, macht aber seinen Dienst weiter mit jeder andere Legionär. Er wird nun von den Vorgesetzten auch demütigend behandelt; es wird von ihm alles, selbst das Unmögliche, verlangt.

Wird das Lager als Standort für unbestimmte Zeit beibehalten, so verbleibt ein Teil der Truppen im Lager, der andere Teil geht zurück, um eine provisorische Straße anzulegen, damit Kavaliar, Munition usw. leichter und rascher vorrückt werden können. Bei dieser Straßenarbeit wird als Mittagsessen für drei Mann eine Büchse Konservenfleisch und Zwieback verabreicht. Während der Arbeitszeit hat ein Mann die Aufgabe für seine arbeitenden Kameraden Brot zu backen, was allerdings ohne große Mühe und ohne Backofen vorzuzufassen ist. In irrend einem Behälter wird aus Mehl und Wasser ein Teig zurechtgemacht, dem etwas Salz beigelegt wird. Der Teig wird in Form eines Pfannkuchens auf Schaufeln geformt und über offenem Feuer auf beiden Seiten gebacken. Brot kann man ja eigentlich dieses Pfannkuchens auf Schaufeln geformt und über offenem Feuer gebacken nicht nennen. Es ist nichts weiteres wie ein dicker angebrannter Mehlkloster. Da aber für den Legionär keine Möglichkeit besteht, etwas anderes zu bekommen, so muß er eben seinen buntem Magen mit diesem miserablen Gebäck füllen. Man kann sehr rasch und fürchterliches Magenbrennen, das kaum zu ertragen ist, quälen unaufhörlich den Armen.

(Fortsetzung folgt.)